

Leseprobe „Die Fremdbestimmten“

3.

In meinem Beruf kommen wenige Anrufe an, die den Lauf eines Lebens verändern können. Wenn sie kommen, kann sich die Person wie ein Atom in der Besessenheit des Versuchslabors abspalten. So oder so, ich möchte ich bleiben und gleichzeitig der Anrufer werden. Ich möchte in dieses unsichtbare Gegenüber einwandern, der mit seinem Leben nicht weiterweiß und sich Entlastung oder gar Errettung von der Stimme des Telefonseelsorgers erhofft.

Von meiner Stimme. Das Gegenüber weiß es nicht, kann nicht ahnen, dass ich tagtäglich meine Errettung vollziehe, indem ich meine Stimme an der Telefonmuschel spende. Dass ich darauf angewiesen bin, meiner Existenz eine Berechtigung zu geben. Im Vollzug der Tröstung.

Dennoch brauche ich, angesichts des Elends, das mir entgegenbrandet, einen trauerfesten Taucheranzug. Wie könnte sonst meine Seele all die Tragödien angehen, würde ich nicht den Trauer abstoßenden Taucheranzug darüberstülpen? So wie der angehende Arzt sich in Übungssemestern mit Leichenteilen abstumpfen (berufsanständig: gewöhnen) muss, um angehende Toten zu behandeln oder Menschen zu operieren, so müssen Handwerker der Seele innerlich anschmiegsam werden, wollen sie trösten. Um durchzuhalten, muss man dabei einen Taucheranzug anziehen, um nicht ins Unglück anderer hineingerissen zu werden. Ich spende also Trost. Mit dem Instinkt der selbstschützenden Distanz. Bestimmte Anrufe, das wusste ich, kommen allerdings unvermittelt, und man ist ihnen ausgeliefert, wenn der Mensch in jenen Winkeln angesprochen wird, in denen er keine wirksame Kontrolle hat.

Und er kam.

Gegen Dienstschluss. Ich schaute gedankenverirrend zum grünen Apparat hin, lauerte auf die Müdigkeit, die mich zwingen würde, mich für diese Nacht aufzugeben, als es klingelte. Ich vernahm die entstellte Stimme. Sie war auf Verwaschenheit eingestellt und meldete ein hauchendes Hallo. Die Stimme brachte einen Satz hervor, der mir inhaltlich entging, und hielt inne. Wie ein Raubtier hatte mich die Stimme in ihrem Maul. Das Gefühl war da. Wie selten im Leben. Ein Wortklang, ein fremdes oder vertrautes Gesicht, eine Schwingung, ein kaum gewährter Geruch reichten. Sie reichten, um zu vermitteln, dass in einem ein Etwas gab, das unter der Haut schlummerte. Ein Etwas, das bereit war, einem anheimzufallen und einen schleichend zu überwältigen.

Ich fühlte die Stimme. Ich fühlte sie, wie sie in mich eindrang und sich behänd in meinem Hirn einnistete. Ich lauschte der Leere der Telefonmuschel, konzentrierte mich und ermunterte die Stimme, sich erneut zu offenbaren.

»Sie können mir überhaupt nicht helfen«, war da zu hören, »darum rufe ich an.« Sie legte wieder eine Pause ein.

Im Dunst des Schweigens vernahm ich das Ausatmen von Zaghaftigkeit, vernahm meinen Pulsschlag, spürte, wie die Last der Stille meinen Rücken krümmte und fühlte, wie meine Adern eine Brücke zu ihr hin schlugen.

»Weil ich mich umbringen will ...«

Wieder unterbrach sie das Sprechen, wie ein Abwarten auf Wirkung. Der Stimmenklang war nicht auf Scherz, nicht auf Täuschung angelegt; er war ernst und schwer wie die geäußerte Absicht. Ich hörte mich wie gewöhnt atmen und wiederholen: »Mich umbringen will?«

»Ja.«

»Wann?«

Schweigen und Spannung in der Ohrmuschel folgten.

Sie verrieten mir, dass eine solche Ruhe in der Frage nicht erwartet wurde, dass sie von mir Angst und Flucht erwartete. Oder die üblichen, etlichen Versuche, das bekundete Vorhaben zu vereiteln und Umstimmungsarbeit zu starten.

Die Stimme seufzte, hauchte ins Telefon: »Bald, sehr bald. In den nächsten Tagen.«

An der Stimme nahm ich Schwingungsveränderungen wahr. »Wann denn genau?«

»Das ist ja egal, wann! Ich tue es auf jeden Fall und basta!«

Ich fügte der Bestimmtheit der Aussage den Zweifel hinzu, den sie verdiente. Entschlossenheit bedarf keiner Ankündigung. Die Intimität des Todes bedarf keiner Zuschauer, keiner Zuhörer. Der Wille bedarf der Tat. Der Stimmwechsel und die Schwingungen der Stimme sagten mir, dass die Frau es tatsächlich vorhatte und noch etwas suchte. »Gut«, sagte ich. »Ich schlage eine Vereinbarung vor. Sie tun es noch nicht und wir reden miteinander.«

»Nein.«

»In Ordnung. Wollen Sie nicht mit mir reden?«

»Wozu denn? Es gibt nichts, worüber es sich lohnen würde zu sprechen. Wir sparen es aus.«

»Ja.«

»Sie machen mich ganz kirre – was ja? Geben Sie mir recht?«

»Warum sollte ich das nicht tun?«

»Sie mogeln.«

»Warum sollte ich das tun?« Ich griff ihren Satz auf: »Es gibt Momente im Leben, da lohnt es sich nicht zu sprechen. Momente, wo wir es aussparen. Auch vor dem Tod ist der Mensch unzulänglich.«

»Das stimmt!« Ihre Stimme war weich geworden, mit einem Hauch kindlicher Begeisterung. »Dennoch stimmt es auch nicht!«

»Was meinen Sie?«

»Ach, nichts!« Nun war die Stimme wieder wegtauchend. »Also, auf Wiederhören!«

»Moment!«, rief ich. »Wenn Sie **jetzt nicht** weiter mit mir reden wollen, dann rufen Sie mich morgen Abend wieder an.«

»Mal sehen.«

»Mal hören«, meinen Sie.

»Sie sind witzig.«

»Der Tod ist auch witzig.«

»Wie meinen Sie das?«

»Witzig. Banal und witzig. Ganz gleich wie gründlich ihn jemand plant oder ob er ihn geschehen lässt – er weist Tücken auf, Ironie und Witzigkeit, die einem nicht ganz genehm sein können. Insbesondere, wenn man es mit ihm ernst meint.«

»Vielleicht werde ich Sie morgen anrufen.«

»Gut! Doch rechne ich nicht um jeden Preis mit Ihnen.«